Als Grenzscheide blieb die lebende Hecke bis zur Veränderung der politischen Verhältnisse (der sog. Flurbereinigung Napoleons) zur Zeit der Säkularisation zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestehen. 1803 fiel das Fürstentum Konstanz mit dem Kloster Reichenau an das Land Baden und 1810 kamen die ehemalige Landgrafschaft Nellenburg mit Radolfzell und die ritterschaftlichen Dörfer Möggingen und Güttingen ebenfalls an Baden. Damals, also vor gut 150 Jahren, ist der Landhag, dieses jahrhundertelang bestandene natürliche Wahrzeichen einer Hoheitsgrenze, bedeutungslos geworden und deshalb beseitigt worden.

Aber die letzten wenigen Spuren des ehemaligen Landhags – einiges verwildertes Gebüsch – kann man heute noch sehen, östlich der Kapelle, am westlichen Rain der im Jahre 1963 ausgebauten „Mögginger Steige" entlang. Das hochgelegene und aussichtsreiche Gelände oberhalb des „Stiergreuter Kapelleleins", wo sich einst der geschichtlich bekannte Landhag hinzog, ist in der Neuzeit zu einem bevorzugten Radolfzeller Siedlungs- und Wohnviertel mit hübschen Landhäusern und blühenden Gärten geworden.

Quellen: Abhandlung von K. Weber über die St. Anna-Kapelle, Bodensee-Chronik, Konstanz 1/1930, und Akten des Spitalfonds Radolfzell. Josef Zimmermann, Radolfzell

Hansjakob im Hegau

Man hat Heinrich Hansjakob gelegentlich einen Erzplauderer genannt. Wie treffend diese Kennzeichnung den Pfarrherrn und Volksschriftsteller charakterisiert, bezeugen seine Schilderungen von Land und Leuten des (vor allem mittleren) Schwarzwalds, indessen vielleicht noch eindrucksvoller seine Reiseerinnerungen. Eine Fahrt im Landauer durch den Hegau spiegelt sich in dem 1900 geschriebenen Band „Verlassene Wege" (illustriert von Curt Liebich bei Bonz in Stuttgart, 1962 erschienen) höchst lebendig wieder. Unterwegs da und dort einen Halt einlegend, häufig Gast in Pfarrhäusern, überquert der damals Dreiundsechzigjährige den Schwarzwald und die Baar und erreicht über den Randen den Hegau. Er sieht von der Bergeshöhe „eine grüne" – es ist Sommer – „fröhliche Welt, die einem das Herz erwärmt". Auf dem Weg vom Randen nach Osten empfindet er den Hegau „mit den Kegelbergen und ihren malerischen Ruinen" lieblich und möchte mit Scheffel sagen:

„Der Hohenstoffeln winkt's vertraut
Dem Hohenhöwen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
Mein Hegau schön bist du!"

Das bald erreichte Thengen – heute ohne h geschrieben – ist für Hansjakob „zweifellos die vereinsamste Stadt nicht nur bloß Badens, sondern des ganzen deutschen Reiches". Das alte Städtchen Blumenfeld tut es ihm vor allem wegen seiner „wohl erhaltenen mittelalterlichen Burg, stolz und kühn wie seine Ritter", mächtig an. Er zitiert auch den Vers aus dem „Hegau-Volkslied", der daran erinnert, daß das Städtchen nur einen Ein- und Ausgang hat – mag sein, daß sich dies seit dem Besuch Hansjakobs vor über sechzig Jahren geändert hat. Daß die Wirtin im „Kreuz dem Gast verrät, sie habe sich beim Kutscher erkundigt, ob ihre Vermutung zutreffe, daß er der Herr Hansjakob sei, von dem sie „schon so viel in den Blättern gelesen habe" und von dem sie „schon so oft gedacht habe, das müsse doch ein kurioser Herr sein", freut ihn besonders. In seinem Reise-Tagebuch vermerkt er: „Ich gehöre zu den kuriosen Menschen, zu den Sonderlingen unserer Zeit. Heutzutag muß sich ein Mensch im öffentlichen Leben irgendeiner Partei verschreiben, und zwar mit Haut und Haar. Dreht oder bürstet er auch nur e i n Haar nach der Seite einer andern Partei, so fällt man über ihn her. Da ich zu jenen dummen und unklugen Leuten gehöre, die nicht mit dem Strom schwimmen, sondern an jeder Partei Gutes und Schlechtes finde und es offen sage, so stoße ich bald bei dieser, bald bei jener Partei an, und jede läßt mich dann durch die Gassen ihrer Presse Spießruten laufen oder lobt mich, je nachdem meine Äußerungen ihr in den Kram passen oder nicht." Die zahlreichen Marginalien Hansjakobs, mit denen er seine Reise-Erinnerungen würzt, verleihen gerade seinen Wanderbüchern besonderen Reiz, weil in ihnen die knorrige Natur des Volksschriftstellers von hohen Graden sich kennzeichnend offenbart.

In Welschingen bewundert Hansjakob „die liebende Vorsorge der badischen Amtmänner von Engen". Er findet die „Dunghaufen zierlich eingefaßt mit Cementmauern, was zwei-

fellos auf bezirksamtliche Verordnung zurückzuführen ist" – allein, besser gefallen ihm „die an die Stalltüren genagelten Tannenbäumchen", die am Palmsonntag (statt der Palmen) in der Kirche gesegnet wurden. Dem Hohenhewen widmet er ein besonderes Lob und ergeht sich kenntnisreich in der Geschichte der Geschlechter, die einst auf den Hegauer Burgen saßen. Doch schon wieder zückt er einen Pfeil. Anknüpfend an das Treiben der Raubritter schreibt er: „Was die ritterlichen Räuber von den neuzeitlichen Gaunern vorteilhaft unterscheidet, ist zweierlei: einmal beraubten jene nur einzelne Personen und Orte, die heutigen Großdiebe ziehen ganze Völker und Nationen aus. Sodann trugen die mittelalterlichen Heckenreiter ihre Haut selbst zu Markt, wenn sie auf Raub ausgingen; die heutigen Goldhyänen lassen andere für sich den Mammon erjagen . . ."

Engen wird in den Aufzeichnungen im Buch „Verlassene Wege" besondere Sympathie gezollt. Der Reisende nimmt den Aufenthalt in dem alten Städtchen, das ihn „so heiter und so malerisch und so imponierend" wie nur je bedünkt, zum Anlaß, auf den Hegau einen Lobpreis voller warmherziger Innigkeit anzustimmen: „Kein Gau in Deutschland, selbst den Rheingau nicht ausgenommen, hatte so viele Burgen wie der alemannische Hegau. Noch vor dem Dreißigjährigen Krieg standen gegen fünfzig wohlerhaltene Edelsitze auf seinen Hügeln und Bergen. Aber es ist auch ein heiteres, fröhliches Land, das den Hegau bildet. Die Alpenwelt schaut zu ihm herab, Bodensee und Rhein umspülen den Hegau, und lachende, waldige Höhen und grüne Täler bilden ihn. Die Baar ist elegischer, viel ernster und viel rauher . . ."

Einen besonderen Besuch stattet Hansjakob dem weitum bekannten Posthalter Donat Munding ab. „Er ist ein Achtziger, leitet aber seinen ganzen Betrieb noch allein und gleicht in seiner äußeren Erscheinung einem Staatsminister a. D. oder besser einem mittelalterlichen Nürnberger oder Ulmer Ratsherrn." Daß Munding selbst ihm verliehene Orden annahm und offenbar seine Verwunderung darüber äußerte, daß Hansjakob einen ihm zugedachten Orden abgelehnt hatte, gibt Hansjakob willkommene Gelegenheit, eine muntere Anekdote in seinem Reisebericht einzuflechten: „Ein Dienstmädchen in den Rheinlanden, das zugleich Dichterin ist und meine Schriften kennt, hat die Ordensablehnung durch mich begriffen und darüber unter anderm gesungen:

Einen Orden konnt' er nicht annehmen,
Einen Orden groß und schön,
Würde sich sonst selbst beschämen,
Vor der Welt blamiert dasteh'n."

Der Erzählende fährt dann fort: „Ich war eigentlich gerührt, daß die badische Regierung einem alten politischen Sünder Heil widerfahren ließ. Kirchlicherseits würde mir so etwas nie passieren, daß ich irgendeine Anerkennung fände. Da kennt man seine „Pappenheimer" besser und zeichnet Leute meiner Sorte nie aus, weil sie es nicht verdienen, aber auch ebensowenig wünschen. Unsereiner hält auf einen Monsignore- und Geistlichen Rat-Titel gerade soviel wie auf einen Orden . . ." Freilich verschließt sich Hansjakob nicht der „Berechtigung" des Ordenswesens: „Ich halte dieses Ordenswesen, solange die Menschen sind, wie sie heute sind – und sie werden noch lange so sein – für das billigste Mittel, sich loyale, hurra- und hochfreudige Untertanen zu schaffen . . . "

So behaglich sich der Hegaureisende in Engen aufgenommen fühlt – so lassen ihn die Fuhrleute im Gasthof den ersehnten Mittagsschlaf nicht finden: „Engen ist die Stadt der knallenden Peitschen. So häufig und kraftvoll habe ich das mir so widerwärtige ‚Klepfen' in meinem Leben nie gehört." (Auch Arthur Schopenhauer pflegte sein höchstes Mißfallen über die mit den Peitschen randalierenden Fuhrleute zu äußern. O. E. S.)

Bittelbrunn, „berühmt durch seine Baumschulen", wird besonders gerühmt: „Durch Tannenwald geht's dahin. In einem Wald von Obstbäumen versteckt finden wir das Dorf, oben angekommen . . . . Ich konnte mich nicht sattsehen an dem reizenden Landschaftsbild." Es ist schon Nacht – da erreicht Hansjakob das Pfarrhaus in Beuren an der Aach. Ein Rasttag wird vor allem auch der Pferde wegen eingelegt. Der Müller an der Aach, Leser der Bücher des vielgeschätzten Schriftstellers, der gehört hat, Hansjakob sei im „Büremer Pfarrhaus" zu Gast, schickt Aachforellen. Am Nachmittag wird mit dem gastlichen Pfarrherrn eine Rundfahrt unternommen. Im Dorf Hausen, das zunächst berührt wird, suchen Hansjakob und der Beurener Pfarrer, der mitfährt, den dortigen Geistlichen, einen Konviktsfreund, auf, der ebenfalls im Landauer mitgenommen wird „Wir fuhren am Fuße des Hohentwiels hin gen Singen. Der Hohentwiel, den Scheffel durch seine Dichtkunst überall bekannt gemacht hat, war einst Wohnung zweier Männer, an die ich lebhaft dachte, als ich an dem Bergklotz hinaufschaute. Es sind die beiden Landgrafen Erchanger und Berthold, welche im 10. Jahrhundert ein ähnliches Los traf wie im

16. die Grafen Egmont und Horn. Vor mehr denn dreißig Jahren wollte ich einmal eine Monographie schreiben über den Gegner der beiden alemannischen Grafen, den Bischof Salomon III., Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz. Damals stellte ich mich schon auf die Seite der beiden tapferen Brüder." Hansjakob erzählt dann die Geschichte Erchangers und Bertholds und vermerkt mit fühlbarer Genugtuung, die beiden hätten „noch lange als Helden in Liedern und Sage" fortgelebt. Der Leser stellt immer wieder mit Staunen fest, wie gründlich Heinrich Hansjakob über den Ablauf vieler historischer Ereignisse unterrichtet gewesen ist, wie fesselnd er geschichtliche Begebenheiten darzustellen verstanden hat.

Seltsam berührt es, daß sich Hansjakob damit begnügt, Singen nur ganz beiläufig zu erwähnen. Außer dem Hohentwiel nennt er, aber ebenfalls ohne auf den Berg näher einzugehen, den Hohenkrähen. Über Friedingen wird der Rückweg angetreten: „Gar schön liegt über dem Dorf auf einem Hügel das ‚Friedinger Schlößle'. Hier saßen Erchanger und Berthold als Gefangene des Königs, bis sie hingerichtet wurden." Immer wieder kommt Hansjakob auf die vielen ehemaligen Rittersitze zurück: „Die Abendsonne verklärte den Hegau und all die zerfallenden und zerfallenen Burgen so schön, daß ich für den Augenblick die Wehmut über die Hinfälligkeit alles Irdischen zurückdrängen mußte . . . ."

Am nächsten Morgen – es war der 23. Juni 1900 – führt der vom Wagen Hansjakobs eingeschlagene Weg über das Sträßlein von Beuren weiter durch ein „weites Ried: „Stolz schaute das hochgelegene Städtlein Aach auf das grüne Land herab. Drüben auf der Anhöhe lugte zwischen Wäldern das schöne Schloß Langenstein hervor und erinnerte an die ritterlichen Dienstleute des Klosters Reichenau, die ehemaligen Herren von Langenstein." Und unverweilt beschäftigt sich der kenntnisreiche Reisende mit der Geschichte der Langensteiner. Der Pfarrer von Beuren begleitet seinen Gast ein Stück Wegs – auch er rühmt „die stille Schönheit der Gegend" – und findet die herzlichste Zustimmung Hansjakobs, „als er gar trefflich sagt, der Hegau gleiche einer gut stilisierten Predigt, die gemessen vorgetragen werde ohne Affekt und ohne Pathos". Und von sich aus fügt der Verfasser des Buches „Verlassene Wege" an: „In der Tat predigt Gott in der Natur in mannigfacher Sprache, bald einfach, bald erhaben, bald laut und bald stille."

In Steißlingen verläßt der Pfarrer von Beuren den Freund, der sich „in weitem Bogen dem Bodensee zufahren läßt auf einer wunderbar schönen, kleinen Straße, die am Wald hin und durch den Wald zieht". Unter dem Eindruck der Fahrt schreibt Hansjakob: „Es gibt meines Erachtens in ganz Europa kein Land, das so herrliche Straßen hat wie unser Großherzogtum Baden. Man mag im Tal oder im Gebirge, auf einer Land- oder einer Kreisstraße fahren, überall wird man Wege finden, auf denen man Billard spielen könnte. Und daß diese Straßen, trotzdem sie (weil nun die Eisenbahn die Reisenden befördert O. E. S.) gegen früher verlassen sind, tadellos erhalten und gereinigt werden, verdient doppeltes Lob . . ."

In Böhringen wird wieder nach einem Studienfreund gefahndet. Allein, der Gesuchte ist nicht daheim. Aber „seine Köchin, eine stattliche Erscheinung von der Art einer Posthalterin früherer Zeiten, zeigt dem Gast des Freundes Wohnung und sein Atelier, wo er die schönen Erzählungen für die „Freie Stimme" in Radolfzell schreibt und seine geistreichen Predigten ausarbeitet". Auch hier fügt Hansjakob eine der für ihn so kennzeichnenden, humorvollen, doch auch ein wenig boshaften Bemerkungen an: „Meine Führerin durch die kleinen, aber schön ausgestatteten Räume ist eine gutherzige Dame, was man nicht zu oft von den Wibervölkern in den Pfarrhäusern sagen kann" . . . .

In „der alten Hauptstadt des Hegaus", Radolfzell, werden die Pferde ausgespannt. Hansjakob erzählt: „Ich habe mir in Radolfzell eine Art von Bürgerrecht erworben. Anno 1873 war ich nämlich 6 Wochen daselbst eingesperrt; ein Zustand, der zwar nicht zum Ehrenbürgerrecht berechtigt, aber doch dazu, sich in der betreffenden Stadt in etwa heimisch zu fühlen." Unser Reisender spielt hier auf seine Erlebnisse als Politiker an. Er hatte sich, damals Leiter der Bürgerschule in Waldshut, sehr freimütig und betont scharf gegen den Liberalismus gewandt und u. a. in Engen in einer Versammlung eine Ansprache gehalten, in der er seine Angriffe, die sich vor allem auf die Regierung bezogen, wiederholt. Darauf machte man ihm den Prozeß. Zunächst kam er in Radolfzell in Haft. Gemaßregelt, aus dem Schuldienst entlassen, übernahm er, sich nun lediglich dem theologischen Beruf widmend, die Pfarrei von Hagnau am Bodensee, wo er bekanntlich 1881 den ersten Winzerverein ins Leben rief. Das Urteil des Gerichts aber lautete auf vierwöchige Festungshaft in Rastatt. In seinem später veröffentlichten Tagebuch „Auf der Festung" hat Hansjakob sein kurzes Wirken als Politiker geschildert.

Viele Einnerungen bewegen in Radolfzell den Dreiundsechzigjährigen. In dem Städtchen, in dem er nach langer Zeit wieder einmal eingekehrt ist, stört ihn freilich die

„neueste Malice der Kultur, das elektrische Licht, welches die Augen mordet und die Nacht in den Tag verwandelt". Dem Romantiker, der Hansjakob doch irgendwie ist, „war jene Zeit lieber, da nachts nur die Scharwächter mit Laternen in den Straßen sich ergingen und jeder einzelne, der einen Arzt oder Geistlichen zu holen hatte, mit einer Laterne behaftet sein mußte. Die Leute blieben in jenen Tagen lieber zu Hause, gingen früher zu Bett und ruinierten nicht Gesundheit und Geldbeutel durch Nachtschwärmerei und nächtliches Kneipen. Mir wäre es lieber, die Radolfzeller hätten ihre schönen, alten Stadttore noch anstatt des elektrischen Lichtes . . . ."

In die Gechichte des Städtchens sich verlierend, kommt der Freund spekulativer historischer Betrachtungen auf die österreichische Zeit Radolfzells zu sprechen: „Man mag über die alten Habsburger sagen, was man will; eins ist sicher, daß sie mild, gerecht und freiheitlich regierten. Die kleinen und großen Städte der österreichischen Vorlande waren unter den Erzherzögen von Österreich geradezu selbständige Gemeinwesen." Auch an den „napoleonischen Machtspruch von 1805" erinnert Hansjakob, demzufolge Radolfzell württembergisch wurde und seine Bewohner im Geheimen den absolutistischen Herzog und nachmaligen König Friedrich den „König Herodes" nannten. Der schwäbische Leibspruch „Hie gut Württemberg in alleweg" sei im Hegau zuschanden geworden: „1810 kamen die Hegauer abermals von Napoleons Gnaden vom „König Herodes" an den Großherzog Karl Friedrich von Baden, der kein Herodes, aber immer noch kein Habsburger war . . ."

Im Pfarrhaus gilt der Besuch Hansjakobs dem Radolfzeller Pfarrherrn Friedrich Werber, „vor allem aber seiner Schwester". Damit hat es ein besonderes Bewenden: „Es hat mir unverpflichtet kein weibliches Wesen so viel getan wie Emma, die Schwester des Pfarrherrn von Radolfzell. Sie hat anno 1873 nicht bloß meine Zelle mit einem anständigen Bett versehen, sie hat mir auch sechs Wochen lang zweimal täglich das Essen gebracht und mich so gut gespeist, daß ich meine Gefangenschaft darüber vergessen habe. Sie ist dafür aber auch gesegnet mit ewiger Jugend und sieht heute noch aus wie vor 27 Jahren. Ihr und der durch sie so verschönten Gefängniszelle zulieb hab' ich eigentlich heute den Weg über Radolfzell eingeschlagen, anstatt den näheren nach Stockach."

Im Amtsgericht erhält dann der Häftling von 1873 die Erlaubnis, die Zelle zu besichtigen, in der er damals sechs Wochen verbringen mußte. Wehmütig stellt Hansjakob fest, daß die „guten Gefangenenwärterleute, der alte, feinsinnige Klausmann und seine gesprächige Frau, längst in einer anderen Welt weilen." Hoch im dritten Stock betritt der Arrestant von 1873 die Zelle, in der er anderthalb Monate verbrachte: „Als hätte sie sich geputzt zu meinem Empfang oder noch nie ein Gefangener sie betreten, so neu sah sie aus; ganz frisch getüncht und gescheuert." Aber sie kommt dem Besucher viel enger und viel strafmäßiger vor. Auch das Fenster, vor dem er so oft auf dem Stuhl gestanden, scheint ihm viel weiter oben . . . Offenbar stark bewegt von dem Eindruck, den die Zelle in ihm hinterläßt, schreibt Hansjakob: „Fürwahr, heute würde ich närrisch werden, wenn ich mich in einen solchen Raum müßte einsperren lassen. Doch damals war ich 36 Jahre alt, und heute bin ich ein alter, nervöser Mann." Im Hof des Gefängnisses sieht er dann seine „jetzigen Kollegen" wie ehedem Holz spalten, da er „ihren Vorgängern im Holzmachen Gesellschaft leistete und selbst oft die Axt handhabte." Als Hansjakob sich den Häftlingen als einen vorstellt, der hier auch schon habe Holz machen müssen, meinen sie, er treibe mit ihnen Scherz und ziehen, bitter lächelnd, in ihre Zellen ab. Der letzte fällt ihm auf. Er erfährt, der Mann mit besonders unglücklicher, trauervoller Miene sei zu einem Tag Gefängnis verurteilt worden, weil er im Wald Reifstecken geholt hatte. Wie es seine Art ist, gerät Hansjakob ins Räsonieren! Er spricht von „Börsenmanövern, durch welche Hunderttausende ihr sauer verdientes Geld verlieren" — der biedere Mann aber habe „einige Haselgerten im Wald geschnitten und werde als Frevler an fremdem Eigentum eingesperrt."

Die gute Schwester Emma, die ihn in seinen Gefängnistagen gespeist hatte, hält, als er wieder ins Pfarrhaus kommt, ein Mahl bereit, „das für einen Fürsten zu köstlich gewesen wäre", und der brüderliche Pfarrherr kredenzt dazu einen Traminer aus seiner Heimat Ettenheim. Während des Essens werden zwischen den beiden Freunden Erinnerungen ausgetauscht. Dabei erzählt der Radolfzeller Confrater Hansjakob eine seiner „seelsorgerischen Taten, die er gänzlich vergessen hatte", eine Geschichte, die, wie der Dreiundsechzigjährige meint: „ganz den jungen Hansjakob kennzeichnet".

Es mag gestattet sein, dieses Kabinettstückchen aus der Hansjakobschen theologischen Praxis hier so, wie er es in seinen Hegau-Reise-Aufzeichnungen erzählt, ungekürzt folgen zu lassen: „Ein Mädchen vom Lande, das mich öfters in der Bergkaplanei-Kirche (bei Waldshut) hatte predigen hören, kam zu mir auf die Stube und trug vertrauensvoll das Folgende vor: „Sie möchte gerne heiraten, aber im Gebetbuch stünde eine so große Lob-

rede auf die Jungfräulichkeit, daß sie immer wieder Bedenken bekomme, das auszuführen, was sie selbst und ihre Eltern wünschten. Ein braver Bursche, der ihr wohl gefalle, habe um sie angehalten; aber sie könne keinen Entschluß fassen, weil ihr jeden Sonntag, wenn sie in der Kirche ihr Gebetbuch aufmache, das Gebet über die Jungfräulichkeit in die Augen komme und sie wieder stutzig mache". Ich ließ mir nun das Gebetbuch geben, riß das Blatt, welches die Skrupel hervorrief, heraus und gab der Heiratslustigen das Buch mit den Worten zurück: „So Jungfer, das Gebet will ich für mich behalten, und Ihr geht jetzt heim und heiratet." Glücklich über diesen Rat ging das Mädchen von dannen. Nach einem halben Jahr begegnete ich ihr wieder auf der Straße. Sie kam auf mich zu, gab mir die Hand und sprach: „I dank' au vielmol für Eure guete Rot; i han Euch g'folgt und bin ganz glücklich." Und ich war froh, zu diesem Glück beigetragen zu haben."

Von Radolfzell führte die Hegaureise Hansjakob wieder ins Land hinein. Zwischen Güttingen und Stahringen erfreut er sich an der malerischen Ruine Homburg. Dann geht es über Espasingen an den Bodensee, der „in seinem nördlichen Arm majestätisch wie ein Riesenstrom mit seinen hellgrünen Wassern daherflutet". –

Fünf Jahre später, im Juni 1905, kommt Heinrich Hansjakob noch einmal in den Hegau. Im Buch „Sonnige Tage" erzählt er davon. Von Überlingen aus fährt er, wieder im Landauer, Stockach zu. Beseligt schwelgt sein Blick über die „goldenen Saaten" um das Städtlein, das er vor einem halben Jahrzehnt nicht aufsuchte, weil ihn Radolfzell damals der besonderen Erinnerungen wegen stärker angezogen hatte. Der Narrenzunft von Stockach zollt der nachmalig zum Ehrenlaufnarr Ernannte ausgiebiges Lob. In das Reise-Tagebuch schleicht sich, in Anknüpfung an das Närrische in der Welt, eine heftige Philippika ein gegen die Emanzipationsgelüste der „Wibervölker", wobei er zur Begründung der von ihm heftig verfochtenen Ansicht, die Frauen hätten in der Öffentlichkeit nichts zu suchen, den „gottlosen Nietzsche" als Kronzeugen für seine Meinungen zitiert. Auf der Weiterfahrt philosophiert der bisweilen an Abraham a Santa Clara gemahnende Volksprediger über den Staub, aus dem der Mensch geschaffen ist und zu dem er wieder werden muß . . . .

Doch dann zieht es den nun Achtundsechzigjährigen heimwärts. Geisingen wird noch berührt. Dann folgen kurze Aufenthalte in Donaueschingen, Hüfingen und Löffingen. Das Wetter ist abscheulich. Es regnet derart, daß der erklärte Freund der Landstraßen schon daran denkt, mit der Eisenbahn heimzukehren. „Die Schande, einen solchen Bruch zu begehen", bestimmt ihn aber, trotz des strömenden Regens mit dem Wagen weiterzufahren. Tief beglückt ist er, als der Regen bald aufhört und die Sonne über die Baar dahinflutet. Über Neustadt und durchs Höllental findet er in Freiburg zur „lieben Karthause" zurück und ißt wieder die erste dicke Milch auf heimischem Boden. Er dankt Gott, daß er „den alten Kerl" noch einmal hat heimkommen lassen . . .

Wie sehr Heinrich Hansjakob in Wesen und Eigenart, in die landschaftlichen Reize und in die Besonderheit des Menschenschlages im Hegau eingedrungen ist, wie sehr er dieses zauberhafte Stück deutscher Erde liebte, das offenbaren sinnfällig die Aufzeichnungen von Fahrten durch die Welt zwischen Baar und Bodensee in seinen Büchern „Verlassene Wege" und „Sonnige Tage", die zu den beachtlichsten Schöpfungen des Erzplauderers gehören.

Otto Ernst Sutter, Gengenbach